

schimpflichen Tod bezahlt. Die Ohnmächtigkeit dieses Scheiterns an den Mächten der Welt wird allein durch die Übermacht der Auferstehung aufgehoben. Jesus hat die Kirche wie die einzelnen Glaubenden in seine Nachfolge gerufen. Nur in der Praxis der Nachfolge erwächst jene Kraft der Freiheit, welche hellseherisch genug ist, Machtgestalten auf ihre wahre Bedeutung hin zu durchschauen, unbeugsam genug ist, der eigenen Verlockung zur Macht zu widerstehen, und mutig genug ist, angemaßten Mächten die Stirn zu bieten.

## Der Leidensgefährte

Eugen Biser, Würzburg/München

Das letzte Werk, das der vor allem als Darsteller phantastischer Höllen und Gegenwelten bekannte Maler Hieronymus Bosch hinterließ, ist die Kreuztragung von Gent, ein in jeder Hinsicht ungewöhnliches Passionsbild. Es zeigt Jesus wie träumerisch, beladen von dem Kreuz, das beinahe die ganze Bildfläche diagonal durchbricht, eingekeilt in eine Menge unterschiedlicher, meist entstellter und haßverzerrter Gesichter, unter denen sich an den vier Ecken des Bildes jeweils eins besonders abzeichnet.

Am wenigsten deutlich in der linken oberen Ecke das von unten her erfaßte Gesicht des erzwungenen Helfers Simon von Zyrene, der sich mit beiden Händen an den Kreuzesschaft klammert, so daß nicht zu ersehen ist, ob er die Last des Herrn seinem Auftrag entsprechend zu erleichtern oder aber, einer Aufwallung des Hasses nachgebend, noch zu erschweren sucht. Unter ihm, in der linken unteren Ecke, Veronika, die als Belohnung für ihre Liebestat den Abdruck des Gesichtes Jesu auf ihrem Schweißstuch empfing und nun, versunken in seinen Anblick, weggeht, jedoch weggeht, ohne sich zu entfernen. Denn mit einem jeden ihrer Schritte, daran hat der Maler keinen Zweifel gelassen, gewinnt die Passion Jesu mehr Gewalt über sie. Schon hat Leichenblässe ihr Gesicht überzogen. Sie geht, aber im Grunde denselben Weg wie Jesus, als eine Mitsterbende, die sich vom Tod des geliebten Herrn einholen läßt, so wie sie ihn selbst in dem ihren einholen wird. Machtlos gleitet darum auch der lüstern auf sie gerichtete Blick eines Mitläufers an ihr ab. Ihr gegenüber in der rechten unteren Ecke dann der verstockte Schächer, haßerfüllt auf die ihm zugewandten Gesichter der Henker reagierend, die ihm in sadistischer Vorfreude die bevorstehenden

Qualen ausmalen. Schreiend gerade in dieser Bildpartie der Gegensatz zwischen den subtil abgestuften Farbtönen und dem grausamen Sujet. Und darüber, in der rechten oberen Ecke, der andere Leidensgefährte Jesu, auf den ein fanatisierter Bußprediger, der ihm den Arm um die Schulter gelegt hat, eindringlich, wenn auch vergeblich, einredet. Denn die nach oben gedrehten Augen des Delinquenten zeigen, daß er wie aus tiefer Bewußtlosigkeit auftauchend erst langsam zu sich kommt, ganz so, als sei alles Vorgegangene, die Verhaftung, der Prozeß, ja das ganze Leben, nur ein einziger wirrer Traum gewesen und als komme für ihn jetzt erst, in der Todesstunde, das, was den Namen Leben verdient.

Schon diese wenigen Hinweise zeigen, daß es sich bei dem Gemälde um ein ausgesprochenes Meditationsbild handelt. Als solches ist es wie eine Tür, die sich in das dargestellte Ereignis hinein öffnet. Es fragt sich nur, an welcher Stelle diese Tür für uns aufgeht. Der Intention des Künstlers folgend wird man sagen müssen: in der Gestalt des mitfühlenden Leidensgefährten Jesu. Sein Zu-sich-selbst-Kommen ist ein Fingerzeig für uns, hier, in der Gestalt dieses Mitbetroffenen, unseren ‚Ort‘, verstanden als den für uns offengehaltenen Zugang zu dem Geschehen auf Golgota zu suchen. Keine der übrigen Passionsgestalten kommt dafür gleicherweise in Betracht. Nicht Simon von Zyrene, weil seine Haltung zu unbestimmbar bleibt und weil auch nach den Auskünften der Evangelien nicht mit letzter Sicherheit entschieden werden kann, ob er die ihm abgenötigte Wegstrecke in der Gemeinschaft mit dem zum Tod geführten Jesus freiwillig oder widerstrebend zurücklegt. Und auch nicht Veronika, weil sie zu sehr in die unteilbare Leidensgemeinschaft mit dem Herrn aufgenommen ist, als daß ihre Rolle irgendwie verallgemeinert werden könnte. Versuchen wir also, uns dem Ende Jesu und dem, was es für uns besagt, von der Position des Leidensgefährten aus zu stellen!

### Der Anmarsch

Mit den letzten Schritten eines Menschen hat es seine eigentümliche Bewandnis. Sie scheinen sich außerhalb von Raum und Zeit zu vollziehen. Man geht sie wie im Traum. Der Weg wird nicht kürzer, das Ziel kommt nicht näher. Denn im Grunde ist man schon dort, von wo es kein Entrinnen, kein Zurück mehr gibt. Das Ende hat nicht auf uns gewartet: es hat sich unser schon bemächtigt, bevor es tatsächlich kam. Im weiten Feld der christlichen Passionsdarstellungen gibt es keine, die das so beklemmend aussagt wie die Kreuztragung von Gent. Hier geht Jesus die letzte Wegstrecke seines Erdenlebens tatsächlich mit geschlossenen Augen, wie im Traum. Und das Ende hat von ihm bereits Besitz ergriffen. Er befindet sich

schon am Ziel, wo alles aufhört, alles sich auflöst, alles verlorengeht. Auch daran läßt das Werk des Hieronymus Bosch keinen Zweifel. Eingekeilt in ein Gemenge von Gesichtern, ist Jesus doch total vereinsamt. Sogar die beiden einzigen Teilnehmer des Geschehens, die in einer positiven Beziehung zu ihm stehen, sind von ihm abgewandt. In mehr als einem Sinn ist Veronika schon nicht mehr da, unterwegs zu ihrem eigenen Ende, das erst jenseits dieser Vereinsamung mit dem Ende Jesu zusammenfließt. Und der wie aus tiefer Bewußtlosigkeit erwachende Leidensgefährte ist, wie die Gesichtszüge mit dem halboffenen Mund und den verdrehten Augen zeigen, noch nicht zu voller Präsenz gelangt. So ertrinkt Jesus förmlich in Einsamkeit. Unwillkürlich fragt man sich nach der Möglichkeit eines Anschlusses an ihn. Wird man ihm folgen können, folgen dürfen?

Wie eine Bestätigung aus dem verwandten Bereich der musikalischen Ausdeutung des Passionsgeschehens wirkt die von ratlosen Zwischenrufen des Chores unterbrochene Baß-Arie „Eilt, ihr angefochtenen Seelen“, die in Johann Sebastian Bachs Johannes-Passion auf den Bericht von Jesu Verurteilung und Kreuzweg folgt. Mit seinem wiederholten „Wohin?“ gibt der Chor nicht nur seiner Fassungslosigkeit darüber Ausdruck, daß der Weg Jesu, wie ihm vom Bassisten gesagt wird, „nach Golgatha“, „zum Kreuzeshügel“, führt; vielmehr meldet sich in den Fragen des Chores unüberhörbar eine tiefere Ratlosigkeit zu Wort. Gibt es für den schon ganz ins Vorgefühl des nahen Todes eingetauchten Herrn überhaupt ein Geleit? Ist nicht längst schon alles, was ihn bindet und umhüllt, von ihm abgefallen, so wie die Kleider, die ihm vor der Hinrichtung weggenommen werden? Ist die Nacktheit, in der er sein Ende erleidet, nicht das geradezu abweisende Zeichen dieser letzten, todgewirkten Beziehungslosigkeit?

Auch bei Bach herrscht jene Unschlüssigkeit, die, nach ihrer Ursache befragt, auf den Eintritt Jesu in die kommunikationslose Todessphäre antwortet. Doch läßt er es bei dieser instinktiven Reaktion nicht bewenden. Mitgehen kann man den Weg Jesu zwar auch nach ihm nicht. Aber man kann den Graben der Abgeschiedenheit, die ihn schon auf dem Anmarsch zum Kreuz von allem und allen trennt, überfliegen. „Nehmet an des Glaubens Flügel“, mahnt der Bassist. Und er fügt dem, unterbrochen vom erneuten „Wohin?“ des Chores, hinzu: „Fliehet zum Kreuzeshügel!“ Wo zunächst jeder Weg abgeschnitten schien, führt diesem Imperativ zufolge der Glaube weiter. Er weiß, daß die Todesabgeschiedenheit Jesu stellvertretend erlitten, daß sie sein Weg zu allen Angeschiedenen im Diesseits und Jenseits ist. Der Glaube sieht, daß, wie Bach es in der altertümlichen Sprache seiner Passionsdichtung sagt, aus der Todesverlassenheit Jesu unsere „Wohlfahrt“ erblüht. Die Frage ist nur, ob ausschließlich der Glaube darum weiß.

Wenn man die biblischen Sterbeszenen durchmustert und sie, ohne Rücksicht auf ihren religiösen Bezug, einmal lediglich als Dokumente menschlicher Todeserfahrung heranzieht, gerät man bald auf eine wichtige Spur. Natürlich wissen auch sie um die Einsamkeit jener, die wie Saul im Kampf und in der Verzweiflung sterben. Überraschend oft stößt man jedoch auch auf den entgegengesetzten Zug. Dann geht es zu wie beim Tod Jakobs und Josefs, die beide vor ihrem Ende die ihnen Nächststehenden – Söhne und Brüder – um sich versammeln und mit denselben Worten, Worten des Segens und der Verbundenheit, Abschied nehmen: „Ich sterbe; Gott aber sorgt für euch und führt euch heim in das Land eurer Väter“ (Gen 48, 21; 50, 24). Hier wie dort ist der vom Tod verhängte Bann der Vereinsamung durchbrochen und ein Band innigster Gemeinschaft geknüpft.

Genauer bedacht, steht das mit dem Erstgesagten in keinem Widerspruch. Zwar löst der Tod die Bindungen, vornehmlich aber jene, durch die wir festgehalten und im negativen Sinn des Wortes ‚gebunden‘ sind. Das hängt ursächlich damit zusammen, daß wir sterbend den Preis unserer Kontingenz entrichten, ihr damit dann aber auch entgehen. Das verleiht dem Sterbenden eine neue, im Leben nie erreichte Freiheit. Er ist dazu freigegeben, gerade dort aufs neue und wesentlichere da zu sein, wo ihn der Ablösungsprozeß am fühlbarsten berührte. Das gilt in vollem Umfang auch für Jesus. So wenig wie ihn seine Gottverlassenheit vom Vater trennt, isoliert ihn seine Einsamkeit von den Seinen. „Ich gehe und komme“, hatte er ihnen in den Abschiedsreden versichert (Joh 14, 28). Das macht er jetzt, auf seinem Kreuzweg, buchstäblich wahr. Er geht diese letzte furchtbare Wegstrecke, um unentzweibar bei und mit ihnen zu sein. Und sie können und sollen sich ihm anschließen. Zwar versicherte er einem der Profiliertesten von ihnen, Petrus: „Wohin ich gehe, dorthin kannst du mir jetzt noch nicht folgen“ (13, 36). Doch kündigt er ihm bald darauf seinen Zeugentod mit den Worten an: „Als du noch jung warst, hast du dich selbst gegürtet und konntest gehen, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtend und dorthin führen, wohin du nicht willst“ (21, 18). An dem mit zur Hinrichtung geführten Leidensgefährten wird sich das schon viel früher bewahrheiten. Bei aller Distanz ist er schon unentrinnbar, unausweichlich dabei.

### „Mitgehangen“

Die Jesusbilder der neutestamentlichen Passionsberichte unterscheiden sich in wesentlichen Zügen voneinander. Anders als der Jesus der synoptischen Berichte ist der ‚Held‘ der Johannes-Passion nicht der Schmerzensmann, sondern der im Erliegen Siegende, in seiner Erniedrigung Verherrlichte.

Das bestimmt auch den Bericht vom schrecklichsten Augenblick der Todeszene, die Schilderung der Exekution. Als wolle er uns den entsetzlichen Anblick ersparen, lenkt der Johannes-Evangelist sanft, aber bestimmt vom Zentralgeschehen der Kreuzigung Jesu ab. Zunächst schon durch den Hinweis darauf, daß Jesus nicht allein, sondern in der Mitte von „zwei anderen“ hingerichtet wurde (Joh 19, 18). Sodann durch die auffällig breite Berichterstattung über den Disput, der zwischen den „Hohepriestern der Juden“ und Pilatus über die von diesem gewählte Kreuzesaufschrift entbrennt. Nörgelnd fordern die Kritiker: „Schreib' nicht: Der König der Juden, sondern daß er gesagt hat: Ich bin der König der Juden!“ (19, 21). Anders als während des Prozesses bleibt Pilatus, allzu spät, nun freilich in dieser Frage fest: „Was ich geschrieben habe, bleibt geschrieben“ (19, 22).

Wie in der griechischen Tragödie folgt auch in Bachs Passionen auf die Höhepunkte des Geschehens ein Chor, in dessen monumentaler Tonsprache das gläubige Ich den Sinn des Mitgeteilten reflektiert. Im Chor der Johannes-Passion, der an dieser Stelle einsetzt, geschieht das sogar in einem ganz wörtlichen Sinn. Im Grund seines Herzens sieht der Beter das Zeichen des Kreuzes funkelnd aufleuchten. Wer ist dieser Beter, der sich vom Kreuz Jesu so unmittelbar betroffen und gezeichnet weiß? An den realen Leidensgefährten, bei welchem wir den Einstieg in das Geschehen auf Golgota suchten, wird man nicht – noch nicht – denken dürfen. Er hat die volle Gleichzeitigkeit mit dem, was in der ‚Mitte‘ der furchtbaren Szene geschieht, noch nicht gewonnen. Er ist noch nicht ganz dabei, noch nicht bereit, die nach ihm ausgestreckte Hand zu ergreifen, noch zu tief eingetaucht in die eigene Qual und in den Nebel, den der Betäubungstrank der barmherzigen Frauen über sein Bewußtsein legte. Noch am ehesten könnte man an Veronika denken, wie sie auf der Genter Kreuztragung das auf ihr Schweißstuch abgedrückte Leidensantlitz Jesu in ihren Händen trägt. Aber sie ist zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr da, versunken bereits in die zur Todesgemeinschaft gewordene Leidensgemeinschaft mit dem seinem Ende entgegengehenden Herrn. So bleibt nur, an das mitleidende Ich im allgemeinen zu denken, das in dieser Allgemeinheit darauf wartet, mit jeder Gestalt identifiziert zu werden, die im weiteren Verlauf der Dinge in den Vordergrund tritt.

### Das Gespräch

Über diesen Verlauf läßt sich freilich kaum noch volle Klarheit gewinnen. Zu stark sind die einzelnen Kreuzesberichte von der Denkweise des jeweiligen Autors eingefärbt und seinem theologischen Interesse entsprechend

stilisiert. Darin kommen jedoch alle Berichte überein, daß Jesus nicht beziehungslos stirbt, und wäre es – wie bei Markus und Mattäus – auch nur in der Form, daß sein Tod feindselige Reaktionen der Umstehenden und Mitgekreuzigten auslöst. Die Leute, die sich die Hinrichtung entweder absichtlich ansehen oder zufällig vorbeikommen, rufen dem Gekreuzigten nach dem Markus-Text höhnisch zu: „Hilf dir doch selbst; steig herab vom Kreuz!“ (15, 30). Ähnlich verhalten sich die Hohenpriester und Schriftgelehrten, und von den beiden Mitgehangenen heißt es: „Auch die beiden Männer, die mit ihm zusammen gekreuzigt wurden, beschimpften ihn“ (15, 32).

An dieser Stelle fügt der Lukas-Bericht eine nachdrückliche Korrektur an. Danach stimmen keineswegs alle beide in die hohnvollen Zurufe und Beschimpfungen ein. Nur der eine, der nach Hieronymus Bosch schon auf dem Kreuzweg von Haßgefühlen erfüllt war, läßt sich dazu hinreißen. Da wendet sich der andere strafend an ihn:

Hast du denn gar keine Gottesfurcht?  
Dich hat doch das gleiche Urteil getroffen!  
Uns geschieht ja recht; wir erhalten den Lohn  
für unsere Taten. Dieser aber hat nichts Unrechtes  
getan! (23, 40).

Das ist die Stimme, die uns wie keine andere trifft. Sie kommt ganz unerwartet und ist uns doch ‚aus der Seele gesprochen‘. Es ist die Stimme unserer Bezugsperson.

Von den übrigen Berichterstat tern weiß nur noch Johannes um ein ähnliches Gespräch. Hier ergreift Jesus, an seine Mutter und den Liebesjünger gewandt, die beide bei dem Kreuz stehen, die Initiative. Nach Bachs musikalischer Ausdeutung, die der Intention des Evangelisten sehr nahekommen dürfte, ist es eine Art letztwilliger Verfügung, wenn Jesus zu seiner Mutter sagt: „Frau, da ist dein Sohn!“ Und zum Liebesjünger: „Da ist deine Mutter!“ (19, 26 f.). Auch in den beiden Gesprächsszenen manifestieren sich unterschiedliche Grundauffassungen, Unterschiede der von den Evangelisten gezeichneten Jesusbilder. Daß Jesus in der Anrede an die Mutter und den Liebesjünger allein das Wort ergreift, entspricht der johanneischen Denkweise, die ihn schon im Prolog des Evangeliums „das Wort“ des im ewigen Geheimnis verschwiegene n Vaters nennt. In einem ähnlichen Zusammenhang steht das, was ihm dem lukanischen Bericht zufolge der Leidensgefährte zu sagen hat. Die Zurechtweisung des Mitgekreuzigten, der verbittert in die höhnischen Worte der Gaffer und Gegner einstimmt, ist nämlich erst die Hälfte dessen, was ihn der Evangelist aussprechen läßt. Auf die Rüge folgt übergangslos, für das menschliche In-

teresse des Lukas-Evangeliums dafür aber nur um so beredter, die an Jesus gerichtete Bitte:

Denk an mich, wenn du mit deinem Reich kommst (23, 42 b).

Ein derartiges Wort kommt nicht leicht über die Lippen, schon gar nicht unter solchen Umständen. Es kommt aus größeren Tiefen als denen eines einzelnen und sei es noch so aufgewühlten Herzens. Dennoch: was muß in dem Mann vorgegangen sein, damit er diese Bitte aussprechen konnte! Es muß mit der zunächst dumpfen, dann immer wacheren Wahrnehmung begonnen haben, daß der Leidensgefährte aus Nazaret, den der Kreuzestitel höhnisch-respektvoll den „König der Juden“ nannte, die Todesqual so ganz anders auf sich nahm als er selbst und sein Komplize. Hier der wilde Schmerz, der sich sogar in Haß- und Hohngeschrei Luft machte; dort eine unfassliche Ruhe, aus der höchstens die Vergebungsbitte für die blindwütenden Feinde herauszuhören war: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (23, 34). Nein, das war keinesfalls die Ruhe eines Stoikers, der auf dem Höhepunkt seines Unglücks sich und seiner Umwelt die Unerschütterlichkeit des Weisen bewies. Es war vielmehr eindeutig die Ruhe dessen, der diese qualvollste aller Todesarten deshalb so gelassen auf sich nehmen konnte, weil er sein ganzes Dasein anders angenommen hatte als die übrigen. Selbst die Art dieser Annahme wird den Betroffenen-Mitbetroffenen dunkel bewußt. Sie war nie vom eigenen Vorteil diktiert. Sie suchte nicht das eigene Interesse auf Kosten der andern. Sie folgte dem Zug eines Herzens, das sich dienend und liebend verzehrte. Daher die ungeheure Freiheit dieses Angenagelten, die Souveränität dieses qualvoll Geschundenen! Das alles sammelt sich schließlich in das rügend-verteidigende Wort: „Dieser aber hat nichts Unrechtes getan!“.

Aber es bleibt nicht bei dieser bis zum Gefühl der Unnahbarkeit gesteigerten Reaktion. Etwas ganz Gegenläufiges dazu muß mit einem Mal das Herz des Leidensgefährten erreicht, ergriffen haben. Der Fremde aus Nazaret war ihm nun nicht mehr ferngerückt, sondern bei all seiner Hoheit wunderbar verbunden. Die Einsamkeit des Todes, die ihn zuvor noch wie eine Glocke umgeben hatte, war unversehens ihrem Gegenteil gewichen. Was dieser Einzigartige litt, litt er für alle. Aus seiner Verlassenheit bahnte sich ein Hoffnungsweg, der jedem offenstand. Zwar sprachen alle äußeren Zeichen dagegen. Denn der Mann am mittleren der drei Kreuze starb offensichtlich als ein Gescheiterter, von seinen Freunden verlassen, von seinen Feinden verhöhnt, so erbärmlich und elend, als habe sich die ganze Welt gegen ihn verschworen. Doch aus seinem offenkundigen Scheitern sprach, ebenso unüberhörbar, eine felsenfeste Zuversicht, die sich wie

eine Wellenbewegung überallhin ausbreitete. Sie galt nicht nur ihm selbst, sie galt einem jeden, vor allem aber jenen, die keinen Boden mehr unter den Füßen hatten. Daran konnte man sich festhalten, selbst mit angengelten Händen.

## Die Bitte

Das allein hätte freilich kaum hingereicht, dem Mitgekreuzigten die Bitte einzugeben: „Denk an mich, wenn du mit deinem Reich kommst!“ Daß er sie dennoch ausspricht, rührt von dem Zusammenhang her, in welchem er, ohne es zu ahnen, steht. Von ihm, dem letzten, der eine Bitte an Jesus richtet, spannt sich ein Bogen zurück zu der unabsehbaren Reihe von Hilfesuchenden, die sich in ihrer Bedrängnis, teils verschämt wie die blutflüssige Frau, teils aufdringlich wie die Syrophönizierin, an Jesus wenden. So groß diese Zahl aber auch ist, sie steht ihrerseits in einem noch umfassenderen Zusammenhang, der das Sendungsbewußtsein Jesu betrifft. Dazu gab ihm der Erwählungsruf des Vaters bei seiner Taufe und seiner Verklärung fraglos den entscheidenden Anstoß. Doch wäre dieser Anstoß irgendwie ins Leere gegangen, wenn ihm nicht von unten her der vielstimmige Chor der Bittenden respondierte hätte. Mit anderen Worten: das Sendungsbewußtsein Jesu lebte nicht nur von dem, was ihm die Himmelsstimme zu sagen hatte, sondern ebenso sehr vom Anruf derjenigen, die ihn fühlen ließen, daß sie ihn brauchten. Hier kam es zu einer geheimnisvollen Vertauschung der Rollen. So sehr sie, die Bittenden, mit leeren Händen kamen, hatten sie ihm doch etwas zu geben. Ihre Bettlerstimme hatte für ihn gleichzeitig etwas vom Klang und Glanz der Gottesstimme, die ihn erwählte.

Zwei dieser Bitten heben sich ganz besonders vom Chor der übrigen ab. Die erste ist als solche freilich nur erkenntlich, wenn man zwei scheinbar auseinanderliegende Szenen des Evangeliums in ihrer Zusammengehörigkeit, um nicht zu sagen Einheit, begreift: die Szene vom Messiasbekenntnis des Petrus (Mk 8, 27–30parr) und die vom großen Massenabfall in der Synagoge von Kafarnaum (Joh 6, 66–71). Beidemale geht es, ganz offenkundig, um die Stunde, in welcher alles zur letzten Entscheidung drängt, in der das geleistete Werk nach Anerkennung schreit und mehr noch der Leistende selbst der Bestätigung bedarf. Ein Wendepunkt, nicht unähnlich dem der Taufe und der Verklärung, ist erreicht. Doch die Himmelsstimme, die damals auf die unausgesprochene Frage antwortete, bleibt diesmal aus. Da wendet sich der zutiefst Verunsicherte an seine Begleiter mit der Frage: „Für wen haltet ihr mich?“ (Mk 8, 29), und das heißt: Ihr müßt mich doch kennen! Wer bin ich? Derselbe Unterton klingt auch in



dem barsch zustoßenden Wort der Johannes-Parallele mit: „Wollt auch ihr weggehen?“ (6, 67). Da antwortet ihm, kaum noch erhoffbar, die Bitte, die mehr als sie selber ist:

Simon Petrus antwortete ihm:  
Herr, zu wem sollen wir gehen?  
Du hast Worte des ewigen Lebens! (6, 68).

Das heißt im Klartext der Herzenssprache: Wir brauchen dich! Ohne dich wissen wir weder wo aus noch wo ein! Ohne dich können wir nicht leben! In diese Sprache übersetzt nimmt das Petrus-Wort für Jesus aber unversehens den Klang der Himmelsstimme an. Das hat die Mattäus-Version festgehalten, die ihn zu Jesus sagen läßt:

Du bist der Messias, der Sohn des  
lebendigen Gottes! (16, 16).

So wird ihm im bittenden Freundeswort die sich verschweigende Himmelsstimme doch noch hörbar.

Den zweiten und letzten Höhepunkt in diesem Gespräch mit den Bittenden bezeichnet das Wort des Mitgekreuzigten. Wiederum bleibt der Himmel stumm. Zwar hüllt von der sechsten Stunde an tiefe Finsternis, dem Wolkendunkel auf dem Berg der Verklärung ähnlich, den Sterbenden ein. Doch aus dieser Finsternis antwortet keine Himmelsstimme. Dafür schreit Jesus die Not seiner bittersten Einsamkeit, die Ferne und Unerreichbarkeit des Vaters, in die ihn umdunkelnde Nacht hinaus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15, 34). Nicht als schlage die Woge der Verzweiflung, gegen die er sich so hochherzig behauptete, nun doch über ihm zusammen. Denn im Verlust des Gottes, der ihn verließ, bleibt ihm, jenseits aller Denkbarkeiten, der Gott, dem er die Not seiner Verlassenheit klagt. Dennoch ist dies der bitterste Kelch, der ihm, wie Kierkegaard sagt, jenseits dessen, was ein Menschenherz zu leiden vermag, gereicht wird. Doch in diese schwärzeste Nacht fällt ein Licht, kaum wahrnehmbar zwar, da sich sein Trost in die Gestalt einer Bitte kleidet. Es ist die Bitte des Mitgekreuzigten:

Jesus, denk an mich, wenn du mit  
deinem Reich kommst!

## Die Gewährung

Daß die Bitte des Leidensgefährten mehr ist als der Notruf eines Gequälten, der sich mit letzter Kraft an Jesus klammert, erhellt schon aus ihrer Motivation. Denn sie ruft in Jesus nicht den landauf landab bekannten

Wundertäter an, sondern den kaum einmal wirklich verstandenen Künd- und Wegbereiter des Gottesreichs. Das rückt sie ganz in die Nähe des Petrus-Bekenntnisses. Wie Petrus anstelle der schweigenden Himmelsstimme Jesus an seine Gottessohnschaft erinnerte, so bezieht sich der Leidensgefährte, stellvertretend für die ‚schweigende Mehrheit‘, auf sein Werk. Das gibt seinem Wort bewegende Größe. Denn ausgerechnet in dem Augenblick, da Jesus endgültig zu scheitern scheint und die Feinde den Triumph darüber auskosten, wagt es dieser Schwächste, den Gedanken an die Sache wachzurufen, der er sich mit dem Einsatz seiner ganzen Wesenskraft verschrieben hatte. Und dies nicht etwa in wehmütigem Rückblick auf sie wie auf einen schönen, zerronnenen Traum, sondern in der festen Hoffnung auf ihr nahes Kommen.

Und nun wiederholt sich zum letzten Mal das, was die Evangelien immer dann zu berichten haben, wenn eine Hoffnung gegen alle Hoffnung den Saum des Gewandes Jesu berührt und seine rettende Herzenskraft zum Fließen bringt. Zwar geschieht kein Wunder, am wenigsten das der Befreiung aus der Kreuzesqual, die der andere Leidensgefährte höhnisch gefordert hatte. Etwas ungleich Größeres ereignet sich: die letzte Selbsttat Jesu. Mit letzter Authentizität gibt sie zugleich zu verstehen, um was es ihm in seiner Reich-Gottes-Botschaft ging. Weder um das Modell einer neuen Sittlichkeit noch um den Entwurf einer menschlicheren Lebensordnung, sondern um etwas weit Wesentlicheres: um ihn selbst, sofern er sich den Schwachen als Stütze, den Fallenden als Halt, den Bedrückten und Bedrängten als Ruhestätte anbot. Seiner Liebe war es nicht genug, die von ihr Umhегten im Schutz einer sachhaften Geborgenheit zu wissen. Sie selbst wollte das Haus sein, das sie beschützte und barg. In die Geborgenheit dieses Hauses nimmt Jesus den Leidensgefährten auf, der sich ihm über die fürchterliche Spanne von Kreuz zu Kreuz hinweg zuwendet. Er selbst, und nichts Geringeres, ist darum der Sinn seiner Antwort:

Verlaß dich darauf: heute noch wirst  
du mit mir im Paradiese sein! (Lk 23, 43).

Dieses Wort stellt nichts in Aussicht, es vertröstet nicht, es ist reine Selbstgewährung. Man hat es darum so lange mißverstanden, als man es, getäuscht von seinem spätjüdischen Wortlaut, als Vertröstung auf die jenseitige Kompensation deutet. Wer so wie der bittende Leidensgefährte die Hilfe Jesu anruft, erfährt diese Hilfe sofort und erfährt sie ganz. Darum ist das „Paradies“, das Jesus dem Bittenden in Aussicht stellt, nichts außer und nach ihm, sondern er selbst, der, da er selbst keinen Platz hat, wo er den Kopf hinlegen könnte, sich dem Gefährten in der gleichen Todesqual als Stütze, Halt und Bergung anbietet.

So beginnt das Weizenkorn zu keimen, schon bevor es in die Erde fiel. Die entsetzlichste Todesnacht, von der wir wissen, neigt sich ihrem Ende entgegen. Der Leidensgefährte, der Jesus zu rechtfertigen und, mutiger noch, um Hilfe zu bitten wagte, stirbt, für beides belohnt, geborgen und getröstet. Brechenden Auges erblickt Jesus die Umrisse des gegen allen Anschein heraufkommenden Reichs. So wird sein Tod von der Gewißheit erhellt: „Es ist vollbracht!“ (Joh 19, 30). Wir aber ermessen, welch weiten Weg der mit Jesus ans Kreuz Geschlagene durchmaß, wohin dieser Weg ihn führte und daß er, bei aller Entlegenheit, zugleich der unsere ist.

## Fragen an das Christentum aus buddhistischer Sicht\*

Heinrich Dumoulin SJ, Tokyo

Das Thema, um das es geht, scheint zunächst verhältnismäßig leicht zu behandeln zu sein, aber bei seinem Verfolg führt es zu schwierigen, vielleicht noch auf lange Zeit hin nicht völlig lösbaren Problemen. Wir kennen heute viele Fragen der Buddhisten an uns Christen aus der Erfahrung, weil wir ja mit den Buddhisten im Gespräch sind. Miteinander sprechen heißt aber einander fragen. Und so stellen wir uns gegenseitig in den buddhistisch-christlichen Konferenzen, die wir in Japan regelmäßig miteinander haben, viele Fragen und kommen niemals ganz bis zum Ende.

Was fragen die Buddhisten uns Christen nun besonders? Unschwer ließe sich ein Katalog von gut formulierten Gesprächsthemen aufführen, angefangen von Sünde und Gnade, über Gebet, religiöse Erfahrung, Mystik hin zu den zentralen Glaubenswahrheiten von Christus und Trinität. Selbstverständlich fehlen auch die konkreten Zeitfragen bezüglich der Welt von heute, Krieg und Frieden, Bevölkerungsexplosion und Verelendung der Menschen nicht. Bezüglich all dieser Themen haben die Buddhisten ihre Fragen, die sie gerne ans Christentum richten und mit den Christen besprechen.

---

\* Den folgenden Vortrag hat der Verf. im Februar 1974 bei der evangelischen theologischen Fakultät in München gehalten.